

**Studien
zur Theologie und Praxis
der Seelsorge**

105

Annette Stechmann

**Das Leid von Müttern
totgeborener Kinder**

Ein Ort der Theologie

echter

Annette Stechmann

Das Leid von Müttern totgeborener Kinder

Ein Ort der Theologie

**Studien
zur Theologie und Praxis
der Seelsorge**

105

**Herausgegeben von
Erich Garhammer und Hans Hobelsberger
in Verbindung mit
Martina Blasberg-Kuhnke und Johann Pock**

Annette Stechmann

**Das Leid von Müttern
totgeborener Kinder**

Ein Ort der Theologie

echter

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2018

© 2018 Echter Verlag GmbH, Würzburg
www.echter.de

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN

978-3-429-05308-6

978-3-429-04995-9 (PDF)

978-3-429-06405-1 (ePub)

Vorwort

Der religiöse Quellcode, über lange Jahrhunderte monopolistisch von Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften verwaltet, ist in unseren Breiten seit einiger Zeit zur individuellen Nutzung freigegeben. Das hat zwei für christliche Pastoral einschneidende Konsequenzen: Zum einen greift ihre klassische Gottesrede nicht mehr selbstverständlich, da sie nicht mehr mit einem gemeinsamen Plausibilitätsraum rechnen kann – auch nicht in den existentiellen Situationen des Lebens. Zum anderen entwickeln sich außerhalb der christlichen Kontexte neue, eigenständige und auch noch weitgehend unbekannte individuelle religiöse Praktiken und Diskurse. Das lässt vermuten, dass spezifische Orte existieren, an denen Menschen zur Bewältigung ihres Lebens eigenständig Theologien entwickeln.

Die Studie von Annette Stechmann ist von beiden Erfahrungen her geprägt und entworfen. Als langjährige Krankenhauseelsorgerin mit Schwerpunkt auf der Begleitung von Müttern, deren Kinder tot geboren wurden, kennt die Verfasserin die Sprachnot traditioneller christlicher Gottesrede in solchen und verwandten Situationen gut. Andererseits hat Frau Stechmann in vielfältigen Gesprächen mit betroffenen Frauen deren Fähigkeit erlebt, ihre Situation auch mit der Entwicklung jeweils „eigener Theologien“ jenseits christlicher Orthodoxie zu bewältigen.

Es zeichnet diese Forschungsarbeit aus, sich naheliegenden Umgehungsstrategien zu verweigern und weder zu fordern, die Frauen vorsichtig, aber bestimmt auf den Weg zum kirchlichen Glauben zurückzuführen, noch dafür zu plädieren, die christliche Gottesrede mehr oder weniger verschämt zurückzunehmen und es bei jenen kommunikativen Prinzipien Empathie, Authentizität und Respekt zu belassen, die etwa die Humanistische Psychologie empfiehlt und wie sie die neuere Krankenhauseelsorge in berechtigter Ablösung älterer sakramentenpastoral orientierter Konzepte übernommen hat.

Die Forschungsfrage dieser Arbeit lautet vielmehr, wie es heute angesichts des Leidens von Müttern totgeborener Kinder noch oder

wieder möglich ist, vom christlichen Gott zu sprechen, also weder zu verstummen, noch einfach auf vergangene theologische Sprachmuster zurückzugreifen. Diese Frage motivierte die Arbeit, treibt sie voran, und findet zum Schluss auch eine spezifische und weiterführende Antwort; sie besitzt zudem Relevanz weit über das engere Forschungsfeld hinaus.

Am „locus theologicus existentialis“ trauernder Mütter wird deutlich, dass es die Kraft weiterzuleben ist, die diese Frauen eint, obwohl oder gerade weil sie erfahren haben, wie zerbrechlich das Leben ist. Die hier interviewten Frauen entwickeln „eigene Theologien“. Sie verwenden dazu christliche, aber auch andere religiöse Traditionen und teilweise entwickeln sie selbst neue religiöse Diskurse. Ihre Theologien liegen quer zu einschlägigen theologischen Fach-Diskussionen. Die Zerbrechlichkeit wie das Neuwerden religiöser Sprache dokumentieren sich hier in einem.

Annette Stechmann hält zu Recht fest, dass die christliche Theologie angesichts der in den Interviews erhobenen, existentiell bewährten unorthodoxen Theologien der Frauen realisieren muss, dass sie mit ihren Traditionen nur noch auf fragilem Boden steht. In einem innovativen methodischen Schritt hat Frau Stechmann eine Reihe renommierter deutschsprachiger systematischer Theologen und Theologinnen eingeladen, diesen Boden zu betreten und sich den spezifischen Theologien der trauernden Frauen auszusetzen. Die Reaktionen der Kolleginnen und Kollegen aus der Systematik dokumentieren die Bereitschaft zu hören, sich berühren zu lassen, verletzbar und angreifbar zu werden, ohne zu verstummen. Diese Theologinnen und Theologen hören, denken und lernen – um dann ihre Theologie zu wagen.

Dies und auch das Schlusskapitel der Autorin selbst belegen nachdrücklich Dorothee Sölles Feststellung, Theologie habe mehr mit Poesie und Kunst zu tun, als nur Wissenschaft zu sein.¹ Wenn Annette Stechmann das Qualitätsmerkmal christlicher Gottesrede in der Zärtlichkeit ortet und Zärtlichkeit dabei mit Isabella Guanzini als

¹ Vgl.: D. Sölle, Gegenwind. Erinnerungen (Gesammelte Werke, Bd. 12), hg. v. Ursula Baltz-Otto und Fulbert Steffensky, Freiburg/Br. 2010, 62.

elementare Wahrnehmung der Endlichkeit, Verletzlichkeit und Vergänglichkeit aller Dinge begreift, dann eröffnet sich von hierher eine Perspektive auch auf die Frage nach dem zukünftigen Design der wissenschaftlichen Theologie.

Annette Stechmanns Arbeit ist an der Schnittstelle von Systematischer und Praktischer Theologie angesiedelt, denn sie fragt nach den abduktiven, also überraschenden und nicht direkt planbaren Konsequenzen der neuen Situation der Rede von Gott für diese Rede selber. Sie reiht sich damit ausgezeichnet ein in jenen neueren Forschungsstrang der Praktischen Theologie ein, der, meist mit Mitteln der empirischen Sozialforschung, in den konkreten Praktiken des Volkes Gottes innovative und kreative Orte einer zukünftigen zeitgemäßen Pastoral eruieren und explorieren will.

Auf jeder Seite der hier vorgelegten Arbeit spürt man die langjährige pastorale Erfahrung der Verfasserin. Man spürt aber auch das Vertrauen in die christliche Gottesrede, ein Vertrauen, das freilich nur im Wagnis der ungeschützten und liebevollen Begegnung eingelöst werden kann.

Rainer Bucher

Graz, 10.1.2018

Inhalt

Dank	16
1 Zugänge	17
2 Mit der Nussschale unterwegs auf bewegter See – Erfahrungen in der Klinikseelsorge	21
2.1 Eine alte Friedhofskapelle – viele junge Menschen.....	23
2.2 Mütter – Väter, Geschwister – Großeltern.....	24
2.3 Tränen – Gefühlskälte	27
2.4 Verstummen – Worte finden.....	31
2.5 Gott verantwortlich machen – ihn verteidigen.....	36
2.6 Gewalt, Wut und Ohnmacht – Liebe.....	37
2.7 Wann ist ein Kind ein Kind?.....	38
2.8 Der Griff in die Traditionskiste – moderne Bestattung ohne Gott.....	43
2.9 Sonderfall Spätabtreibung?.....	45
2.10 Resümee: Es fehlt das richtige Wort.....	47
3 Die Forschungsfrage	50
3.1 Fragestellung aufgrund der erlebten Praxis.....	50
3.2 Überblick über die aktuelle theologische Forschung zum Thema totgeborene Kinder und Sprachfähigkeit christlicher Gottesrede heute.....	51
3.2.1 Aktueller Forschungsstand in der Theologie zum Thema „totgeborene Kinder“	52
3.2.1.1 Der Umgang mit totgeborenen Kindern in der Vergangenheit – die Bedeutung von Jenseitsvorstellungen für die Trauer der Eltern und die Bestattungsform	53
3.2.1.1.1 Der Limbus – ein Sprechversuch der Theologie mit Bedeutung für die Jenseitsvorstellung von totgeborenen, ungetauften Kinder	54

3.2.1.1.2	Konsequenzen für den Umgang mit verstorbenen Kindern in der Vergangenheit seitens der Kirche.....	58
3.2.1.2	Ab wann ist ein Kind ein Kind?.....	63
3.2.1.3	Totgeborene Kinder in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart.....	65
3.2.1.3.1	Das Erleben von Eltern heute – wenn Lebensanfang und Lebensende zusammenfallen	72
3.2.1.3.2	Trauer von Männern und Frauen.....	77
3.2.1.3.3	Liebe	81
3.2.1.3.4	Sprachlosigkeit der Eltern und der professionellen „Kümmerer“	83
3.2.1.3.5	Internet.....	84
3.2.1.3.6	Glaubensfragen.....	86
3.2.1.3.7	Ansprüche der Gesellschaft an Kinder heute	88
3.2.1.3.8	Abtreibung	90
3.2.1.3.9	Geschöpflichkeit und Gottesebenbildlichkeit – ab wann ist heute ein Kind ein Kind?.....	97
3.2.1.3.10	Begräbnisordnungen und Liturgie nach dem II. Vatikanum	99
3.2.1.3.11	Praxis der Seelsorge und anderer Berufsgruppen in der Klinik.....	101
3.2.1.3.12	Empfehlungen für das seelsorgliche Gespräch	108
3.2.1.4	Konkretisierung der Fragestellung aus der Forschung zu totgeborenen Kindern	114
3.2.2	Sprachfähigkeit christlicher Gottesrede.....	117
3.2.2.1	Die Polarität von Glauben und Leben – Spurensuche in der wissenschaftlichen Theologie.....	117
3.2.2.2	Pastoralpsychologische Perspektiven.....	128
3.2.2.3	Existentielle Auseinandersetzung mit der Theodizeefrage	131

3.2.2.4	„Theologische Ansätze zur Akzeptanz des Negativen“ – Eine Abgrenzung zum Theodizeediskurs.....	136
3.2.2.5	Gottesrede in der Postsäkularität.....	139
3.2.2.6	Die Polarität von Gott und Welt im Fokus der Ohnmacht des Menschen und der Macht Gottes: Der Ort der Theologie in der Postsäkularität.....	146
3.3	Konkretisierung der Forschungsfrage aus Praxis und Forschung.....	150
4	Das Forschungsdesign.....	153
4.1	Empirie und systematische Theologie – Brennpunkte einer innovativen Pastoraltheologie.....	156
4.2	Die Wahl der Empirischen Methodik : Die Narrationsanalyse	161
4.3	„Narrationsanalyse“ konkret.....	167
4.4	Die Kommentierung des empirischen Forschungsergebnisses durch systematische Theolog/inn/en.....	180
4.5	Pastoraltheologie: Ort der Erarbeitung des Qualitätsmerkmals christlicher Gottesrede an einem existentiellen Ort in der Postsäkularität.....	181
5	Die vier Interviews – die Entstehung neuer Theologien.....	183
5.1	Theologien von Frauen, deren Kinder in der Schwangerschaft gestorben sind.....	183
5.1.1	Verena – „sie war irgendwie ja NIEDLICH, ne, ist ja doch (.) mein Kind“.....	183
5.1.2	Martina – ein Himmel ohne Gott.....	215
5.1.3	Susanne – mein „kleines Geschenk“.....	252
5.1.4	Sabine – „verwundet wie Jakob am Jabbuk und besonders gesegnet“.....	275
5.2	Das Zerschmelzen christlicher Theologie und die Kreativität der Frauen.....	302

5.3	Das Zerschmelzen christlicher Theologie und die Suche nach einem Halt	308
5.3.1	Zwischen Abkanzeln und Verstummen – die Ahnung des Weges zärtlicher Achtsamkeit	309
5.3.2	Der existentielle Sprung auf liquiden Grund – der Weg zu zärtlicher Lebendigkeit.....	310
5.3.3	Der theologische Sprung auf fragilen Grund.....	314
5.3.4	Es geht ums Ganze.....	316
6	Die Kommentierung der systematische Theolog/inn/en	318
6.1	Brief an die systematischen Theolog/inn/en mit Zusammenfassung des empirischen Ergebnisses	318
6.2	Michael Plattig: Die Haltung der Freundschaft als verantwortete seelsorgliche Begleitung.....	325
6.3	Eva-Maria Faber: Die eigenen Theologien der Frauen – Aufgabe und Lernpotential systematischer Theologie	330
6.4	Jürgen Bründl: Mütter totgeborener Kinder als prekär privilegierte Theologinnen.....	338
6.5	Johanna Rahner: Das Gebet als locus theologicus einer Theologie an der Grenze.....	343
6.6	Hans-Joachim Sander: Die Entdeckung der Metonymie als Sprachfigur christlicher Gottesrede.....	348
6.7	Elmar Klinger: Der Trost des Theologen angesichts des Todes von Kindern.....	354
6.8	Abduktionen christlicher Gottesrede in den Kommentaren selbst.....	356
6.8.1	Die unbedingte Akzeptanz der Frauen und das Verstummen des Theologen	357
6.8.2	Der mit-seiende Gott und die schmerzhaft Antworthlosigkeit der Theologie angesichts der urmenschlichen Frage nach dem Leid.....	359
6.8.3	Der riskante Weg wissenschaftlicher Theologie in der Auseinandersetzung um die Theodizee-Frage nach dem Warum des Todes des „Heiligsten“	362

6.8.4	Das Gebet als locus theologicus existentiell herausgeforderter wissenschaftlicher Theologie	364
6.8.5	Die Bewältigung quälender Ohnmacht durch die Metonymie Gott und die Entdeckung von Hoheitstiteln für die totgeborenen Kinder	365
6.8.6	Vom Rand in die Mitte – oder der Trost eines Theologen durch die unverbrüchliche Liebe der Mütter zu ihren Kindern	368
6.8.7	Zusammenfassung.....	373
7	Die Revolution der Zärtlichkeit Gottes – Qualitätsmerkmal christlicher Gottesrede in der Postsäkularität.....	375
7.1	Revolution der Zärtlichkeit Gottes: Die frohe Botschaft der Mütter totgeborener Kinder.....	378
7.1.1	Der Sturm – Ein Ende der Liebe Gottes?.....	378
7.1.1.1	Der Sturm der Theodizee	379
7.1.1.2	Der Sturm der Postsäkularität.....	381
7.1.2	untergehen – gerettet werden	382
7.1.3	Die Revolution der Zärtlichkeit Gottes in den Theologien der Mütter totgeborener Kinder.....	389
7.2	Revolution der Sprachfähigkeit christlicher Theologie.....	393
7.3	Zärtlichkeit – Qualitätsmerkmal christlicher Gottesrede in der Postsäkularität.....	398
8	Literaturverzeichnis.....	408

„Adventure rarely reaches it's predetermined end.
Columbus never reached China.
But he discovered America.”²

Alfred North Whitehead 1967

² Sander, Gotteslehre, 12.

Dank

Mein herzlicher Dank gilt allen, die mich während des Prozesses dieser Arbeit unterstützt und begleitet haben.

Zunächst danke ich den vier Frauen, die mir ihre Lebensgeschichte und die ihrer Kinder erzählt haben, aber auch allen anderen Frauen und Männern, die ich als Klinikseelsorgerin in den schwierigsten Zeiten ihres Lebens begleiten durfte.

Ich danke Prof. Dr. Rainer Bucher, der mich das Fragen neu gelehrt hat und daran festgehalten hat, dass christliche Theologie etwas zu lernen und zu sagen hat in Lebenssituationen, wo sie zunächst verstummt. Er hat mich im Prozess der Dissertation positiv und wertschätzend begleitet. Prof. Dr. Maria Elisabeth Aigner danke ich für ihre Vorfreude auf diese Arbeit. Dr. Daniela Böhringer bin ich für die Begleitung durch die anfänglich unbekanntem Gestade der Soziologie sehr dankbar.

Prof. Dr. Jürgen Bründl, Prof. Dr. Eva-Maria Faber, Prof. Dr. Elmar Klinger, Prof. Dr. P. Michael Plattig O.Carm, Prof. Dr. Johanna Rahner und Prof. Dr. Hans-Joachim Sander haben mir wertvolle theologische Impulse im Prozess dieser Arbeit zur Verfügung gestellt. Das pastoraltheologische Privatissimum der Universität Graz hat mich unendlich bereichert. Prof. DDr. Walter Schaupp danke ich für die Übernahme des Zweitgutachtens.

Das Bistum Hildesheim hat mich zu 20 Prozent von meiner Arbeit als Pastoralreferentin in der Klinikseelsorge der Universitätsmedizin Göttingen freigestellt. Dadurch wurde diese Arbeit überhaupt möglich. Mein Dank gilt den einzelnen Frauen und Männern, die sich für mich eingesetzt haben. Auch die Drucklegung hat das Bistum großzügig unterstützt.

Meine Familie zeigt mir immer wieder die Schönheit des Lebens und die Bedeutung von wertschätzender Liebe und von Zärtlichkeit als Grundhaltung im Umgang mit anderen Menschen und der Welt. Diese Erfahrung ist tragend für diese Arbeit und mein ganzes Leben.

1 Zugänge

Wer ist dieser Gott, der Liebe genannt wird und der allmächtig ist? Wie ist ein allmächtiger Gott zu denken? Ist er liebend allmächtig? Allmächtig liebend? Ohnmächtig und nur in der Liebe mächtig? Wie gehen Allmacht und Liebe zusammen? Schon meine Diplomarbeit³ habe ich unter dieser Fragestellung geschrieben und war versucht, mit Hilfe der Prozesstheologie eine „Antwort“ auf die Frage nach dem Leiden zu finden bzw. ein theoretisches Modell zu konstruieren, das helfen kann, Allmacht und Liebe in Gott miteinander zu vereinbaren.

Meine Praxis als Pastoralreferentin und Klinikseelsorgerin hat mir gezeigt, dass in der Praxis mit Konstrukten wenig anzufangen ist. Wenn Menschen sterben, bin ich mit diesen Menschen traurig. Wenn sie nach dem Warum fragen, wollen sie keine theologische Unterweisung, sie möchten jemanden, der mitfühlt, die mitgeht, die versteht und akzeptiert was an Bewegungen vorhanden ist.

Konkret die seelsorgliche Arbeit mit Müttern und Vätern totgeborener Kinder ruft Fragen nach Gott hervor, die nicht einfach zu beantworten sind: Wie kann es sein, dass ein Kind nicht lebend auf die Welt kommt? Sie sind doch die unschuldigsten Wesen überhaupt! Was haben sie mit Gott zu tun? Was hat Gott mit ihnen zu tun? Verstorbene Kinder und ihre an ihrem Tod leidenden Angehörigen stellen für alle begleitenden Berufe eine höchste emotionale Herausforderung dar. Was passiert da eigentlich, wenn ein Kind – und dann auch noch ein ungeborenes Kind – stirbt? Es hatte ja gar keine Chance zu leben. Ist es überhaupt ein Kind, wenn es nicht lebend geboren wurde?

Wenn ein Kind noch vor der Geburt stirbt, empfinden Eltern diese Situation wie einen abgebrochenen Anfang, wie eine nicht erfüllte Zusage neuen Lebens, wie ein gebrochenes Versprechen. Zwischen diesen kleinen Menschen und dem übergroßen, allmächtigen Gott klafft eine

³ Stechmann, Gott und ihre Gerechtigkeit.

enorme Distanz. Wenn ein Kind stirbt, dann „stirbt die Zukunft“⁴. Wenn ein Kind stirbt, stirbt menschengewordene Liebe. Es erschüttert das Vertrauen in den „lieben“ Gott. In einer solchen Situation wird Gottes Allmacht spürbar für die Eltern, erschreckend spürbar, aber nicht so sehr seine Liebe. So ist der Tod von Kindern schon bei Albert Camus in „Die Pest“⁵ der Grund des Atheismus, der Ablehnung Gottes.

Ich musste in 16 Jahren als Klinikseelsorgerin erfahren, dass es Leiden gibt, auf das einfach keine Antwort möglich ist. In diesen Situationen würden Antworten wie z.B. „Gott liebt dich aber trotzdem“ eiskalt abkanzelnd wirken. Sie erwecken – so gesprochen und selbst mit bester Absicht so gesprochen – den Eindruck, dass Seelsorge das Leiden der Menschen nicht ernst nimmt. Ich erlebe mich in meiner Tätigkeit immer wieder als sprachlos und beginne zu ahnen, dass die Rede von Gott am Leiden eines Menschen weder einfach vorbeigehen noch es – im schlimmsten Fall – dazu benutzen kann, um die eigene Theologie zu retten. Es zeigt sich in der Praxis, dass es keine immerwährende Rede von Gott angesichts des Leidens gibt, die in jeder Situation und auf jeden Menschen zutreffen würde, passend wäre, oder ihn gar trösten könnte.

Aus dieser Situationsbeschreibung erwächst die Frage nach der Sprachfähigkeit der Theologie: Hat sie überhaupt etwas zu sagen in einer Frage, an der sie selbst an ihre Grenzen stößt? Wie wenig es eine Mutter tröstet, deren Kind in der Schwangerschaft gestorben ist, vom gekreuzigten Sohn (!) Gottes zu sprechen, hat einmal eine Mutter von sich aus beantwortet: „Nicht einmal das hast du hingekriegt, Gott! Selbst bei deinem eigenen Sohn nicht!“⁶

Wenn Theologie etwas zu sagen hätte, was wäre dann Frauen zu sagen, deren Kinder tot auf die Welt gekommen sind? Was wäre Frauen zu sagen, die sich aus Liebe für eine späte Abtreibung entschieden haben?

⁴ „Für einen Vater, dessen Kind stirbt, stirbt die Zukunft. Für ein Kind, dessen Eltern sterben, stirbt die Vergangenheit“, Auerbach, Aphorismen.

⁵ Camus, Die Pest.

⁶ Vgl. Stechmann, „Sie beerdigen doch Fußnägel!“, 208.

Hat christliche Theologie an dieser Stelle etwas zu sagen, das noch nicht zur Sprache gekommen ist, das aber in der Offenbarung Jesu Christi grundgelegt ist? Es ist die Erfahrung der Tradition, dass es Menschen in der Geschichte immer wieder gelungen ist, das Evangelium so zu verkünden, dass es eine Bedeutung hatte. Ansonsten hätte sie sich nicht fortgeschrieben bis in die Gegenwart⁷.

Eine weitere Frage, die mich beschäftigt, ist die Frage nach der Relevanz von Theologie im Hier und Jetzt. Wesentlich damit verknüpft ist die Frage, ob Theologie noch von Gott spricht, oder ob da nicht viel zu viele Worte sind, zu viele Antworten, gesammelt in Büchern, Fachzeitschriften und kirchlichen Dokumenten, die niemand mehr hören will? Ist die Frage nach der Lösung dieses Problems die Frage nach der Art der Rede von Gott, was im Grunde genommen Theologie von ihrem Wortursprung her ist? Wie kann sie so sprechen, dass sie etwas zu sagen hat, dass sie eine Bedeutung hat, dass sie das Wort Gottes in diese Welt trägt, so dass es etwas bedeutet? Wie kann sie Gott „*sprachliche Repräsentanz*“⁸ in dieser Welt verschaffen?

Welche Form der Kommunikation ist richtig? Wie geht es, neue Wege zu den Menschen zu gehen, die der Offenbarung, der Tradition und gleichzeitig der Lebenswelt der Menschen, die sich deutlich vom christlichen Glauben abwendet und gleichzeitig nach Spiritualität sucht⁹, gerecht wird?

Papst Franziskus träumt in *Evangelii Gaudium*

⁷ Vgl. Bucher, Wer braucht Pastoraltheologie wozu?, 197.

⁸ Bucher, Die Theologie im Volk Gottes, 37.

⁹ „Die Macht der etablierten, von alters her ansässigen religiösen Regime geht noch immer zurück. [...] Andererseits spricht viel dafür, dass religiöses Interesse kein aussterbendes Phänomen ist. Selbst Menschen jüngerer Generationen wünschen die rituelle Gestaltung von Lebenswenden, machen sich ihre Vorstellungen von einem Leben nach und vor solchen Übergängen, beten und glauben an Wunder. Bemerkenswert an dieser Entwicklung ist, dass den konfessionellen Formen, die uns aus der Vergangenheit vertraut sind, nun vielfältige individuelle Auswahlmöglichkeiten gegenüberstehen, die sogar die Möglichkeit einschließen, anscheinend widersprüchliche Optionen zu kombinieren. Diese Entwicklung können wir als *religiöse Individualisierung* bezeichnen. Allenthalben lautet die Diagnose in den Niederlanden: ‚Religion‘ ist *in*, ‚die Kirche‘ ist *out*.“ (de Groot, Fluide Formen religiöser Gesellschaft, 22-23).

„von einer missionarischen Entscheidung, die fähig ist, alles zu verwandeln, damit die Gewohnheiten, die Stile, die Zeitpläne, der Sprachgebrauch und jede kirchliche Struktur ein Kanal werden, der mehr der Evangelisierung der heutigen Welt als der Selbstbewahrung dient“¹⁰.

Die Frage ist also nicht so sehr, wie Kirche bewahrt bzw. erneuert werden kann, sondern die Frage ist, was Kirche für Menschen tun muss, um ihnen durch das Evangelium in ihrer Wirklichkeit zu helfen. Welche Theologie, welche Rede von Gott, welche Verkündigung des Evangeliums ist heute notwendig? Welche verändert die existentielle Not von Menschen?

Um diese Frage beantworten zu können, ist es wohl notwendig, die existentielle Not von Menschen genauer in den Blick zu nehmen. Es ist nicht notwendig, zuerst in Bibel und Tradition eine Antwort auf eine Frage zu finden, die vielleicht noch nicht einmal gestellt wurde, sondern die „Zeichen der Zeit“¹¹ in den Blick zu nehmen, um sich den notleidenden Menschen zuzuwenden.

So beginne ich nun mit einem Blick in die Gegenwart in meine Arbeit als Klinikseelsorgerin.

¹⁰ Papst Franziskus: *Evangelii Gaudium* Nr. 27.

¹¹ Sander, *Die Zeichen der Zeit* erkennen.

2 Mit der Nusschale unterwegs auf bewegter See – Erfahrungen in der Klinikseelsorge

Seit 2001 arbeite ich als Pastoralreferentin, als katholische Klinikseelsorgerin in der Universitätsmedizin Göttingen. Die Erfahrungen, die ich in der Praxis mit dem Thema „totgeborene Kinder“ gesammelt habe, sollen in diesem Kapitel zunächst im Überblick erzählt werden. Ziel ist, mein Vorwissen, aber auch meine Vorprägung in Bezug auf dieses Thema offenzulegen¹². Meine Erfahrungen in diesem pastoralen Arbeitsfeld möchte ich in diesem Kapitel darstellen, um meinen eigenen Zugang zu reflektieren und das Thema anfanghaft zu umreißen. Dieses Kapitel will für das Thema sensibilisieren und einen Zugang zur Thematik ermöglichen.

Meiner ersten Beerdigung totgeborener Kinder stand ich zusammen mit meinem evangelischen Kollegen, einem Gemeindepastor, vor. Die Beerdigungsstelle auf dem evangelischen Friedhof war schon geschaffen, eine Stele mit einem Regenbogen und den Worten „Ein Hauch von Leben...“ errichtet. Die ersten Beerdigungen hatten schon stattgefunden, begleitet von dem evangelischen Pastor allein.

Dieser bat um katholische „Mitträgerschaft“. Schnell kam mein damaliger Chef auf die Idee, dass ich dort mit einsteigen sollte. Ich kann mich noch an mein Grauen erinnern. Selbst hatte ich damals noch kleine Kinder. Das Thema Schwangerschaft war mir nahe. Ich wusste darum, was es für ein Geschenk war, was es für ein Wunder war, meine Kinder gesund in den Händen zu halten, dass dies nicht selbstverständlich ist. Ich war auf der „glücklichen Seite“ – bei mir war alles gut verlaufen. Wie würde es sein, anderen Frauen zu begegnen, die dieses „Glück“ nicht gehabt haben,

¹² (Flick, Qualitative Sozialforschung, 23): „Forschung ist dadurch in stärkerem Maß auf induktive Vorgehensweisen verwiesen: Statt von Theorien und ihrer Überprüfung auszugehen, erfordert die Annäherung an zu untersuchende Zusammenhänge ‚sensibilisierende Konzepte‘, in die – entgegen einem verbreiteten Missverständnis – durchaus theoretisches Vorwissen einfließt.“

denen ihr Wunder noch vor der Geburt im Bauch gestorben war? Würde ich das aushalten können? Würden sie neidisch sein? Das waren nur wenige Fragen, die ich mir damals stellte.

Ich wusste nicht, was mich bei dieser Bestattung erwarten würde. Ich wusste nicht, ob ich den Bedürfnissen der Trauernden gewachsen sein würde. So recherchierte ich etwas hilflos im Internet nach Erfahrungswerten und Bedürfnissen dieser Frauen. Ich erfuhr, welche (religiösen) Worte verwaiste Frauen mehr verletzen als dass sie ihnen helfen. Ich wollte helfen, ich wollte Hoffnung schenken. Gleichzeitig hatte ich keine Idee davon, was trösten kann, was helfen kann. Ich merkte, wie schwierig es für mich war, zu Worten zu kommen.

Schon nach dieser ersten Beerdigung, wo ich weinende Männer und Frauen vor mir sah, ich aber nichts von ihnen wusste außer dem äußeren Eckdatum, dass sie Eltern eines Kindes geworden waren, das tot geboren wurde, wusste ich, dass ich mehr von ihnen wissen musste, um *ihnen* etwas sagen zu können. Deshalb entwickelten wir im Team das Beerdigungsformat weiter: Es sollte nun ein Trauergespräch eine Woche vor der Bestattung geben, damit die Eltern uns ihre Geschichten erzählen konnten, damit sie auch voneinander wussten, damit sie sich kennenlernen konnten. Seitdem findet dieser Abend regelmäßig statt. Er gehört bis heute zu den größten Herausforderungen, die ich in meiner pastoralen Tätigkeit als Klinikseelsorgerin erlebe.

Erst durch diese Trauergespräche erfuhr ich, dass auch Eltern abgetriebener, auch spät abgetriebener Kinder zu der Bestattung kommen. Das war eine weitere Herausforderung für mich. Ich wollte nicht als überzeugte Abtreibungsgegnerin und an dieser Stelle als Vertreterin der katholischen Kirche der Tötung von Kindern Gottes Segen geben. Das widerstrebte mir. Aber ich lernte die Trauer dieser Eltern kennen und ich wusste natürlich auch, dass auch die abgetriebenen Kinder genauso Geschöpfe Gottes sind wie jedes andere Kind. Wer Mensch ist, hat auch ein Recht auf eine Bestattung.

Das Interesse an den Frauen und ihrer Geschichte hat sich in mir verdichtet zu einer noch größeren Frage, nämlich wie die Frauen das ihnen Geschehene deuten, denn manchmal hatte ich das Gefühl, dass Frauen wütend waren, auch eventuell auf mich – und ich verstand nicht genau, warum.

Auch entstand in mir der Eindruck, dass es zwar schön war, dass ich etwas sagte, aber dass ich immer messerscharf an diesen Frauen vorbei sprach. Dieser Eindruck motivierte mich, diese Frauen genauer kennenlernen zu wollen. So wuchs in mir das Interesse daran, genauer zu wissen, wie die Frauen diese Situation selbst deuten.

2.1 Eine alte Friedhofskapelle – viele junge Menschen

Die Kapelle, in der die Bestattungen in Göttingen stattfinden, ist eine schöne, alte Friedhofskapelle. Christlich versteht sich, lutherisch – zumal sie auf einem Friedhof steht, der der ev.-luth. Kirchengemeinde St. Petri gehört. Die Bestattungen finden nicht in der großen Kirche, gleich an der Straße, in der sich so manch kleinere Trauergemeinde verlieren würde, statt, sondern in einer kleinen Kapelle, in der ca. 50 Menschen Platz finden. Diese Kapelle steht mitten auf dem Friedhof. Sie ist das zu Stein gewordene Bekenntnis, dass es für die Toten einen Ort im Himmel gibt. Direkt neben der Kapelle liegt das Kindergrabfeld. Wer in die Kapelle will, geht an kleinen Engelsfiguren, an der Regenbogenstele, an bunten Windrädern, Teddys und kleinen Namenssteinen vorbei. Eines wird sofort klar, wenn man zur Kapelle geht – hier sind Kinder bestattet. Der Eingang in die Kapelle ist mit einem biblischen Spruch versehen. So ist spätestens hier klar, dass es sich um eine christliche Kapelle handelt. An den Wänden direkt neben der Aufbahrungsmöglichkeit für den Sarg steht links geschrieben: „Fürchte dich nicht!“ und rechts „Glaube nur!“ Hier sind an zentraler Stelle zwei christlich konnotierte Imperative verewigt, die deutlich den trauernden Menschen aufrichten sollen und den Weg zum Trost zeigen wollen. Hinter der Aufbahrungsmöglichkeit für den Sarg steht ein metallenes Kreuz. Dieses bildet bei unseren Beerdigungen hinter dem kleinen weißen Kindersarg die Mitte, das Zentrum des

Raumes. Dass dann noch an jedem Stuhl ein evangelisches Gesangbuch liegt, ist nur noch eine weitere Zutat, die verdeutlicht, dass es sich um einen evangelisch-christlichen Raum handelt. Die Bestattung der Kinder, die in der Schwangerschaft verstorben sind, findet auf christlichem Grund und Boden statt.

Die Menschen, die nun aber kommen, sind ganz besondere Menschen. Sie sind alle jung. Es sind Menschen, von denen man annimmt, dass ihnen noch nicht allzu viele liebe Menschen gestorben sein können, weil sie noch so jung sind. Es sind vornehmlich Frauen, häufig auch mit Partner. Manche mit Eltern oder anderen eigenen Kindern. Eine wichtige Besonderheit ist im Unterschied zu anderen Bestattungen, dass alle Teilnehmenden in intensiver Trauer da sind. Bei anderen Trauergemeinden ist der Grad der Trauer bei den Anwesenden nicht immer derselbe. Hier versammeln sich Frauen und Männer, denen nicht etwa Mutter oder Vater, sondern ein eigenes Kind gestorben ist – das eigene Kind, das bereits bei der Geburt tot war. Es sind alles Menschen, die eher selten christliche Räume betreten, denen diese Umgebung vornehmlich fremd ist.

2.2 Mütter – Väter, Geschwister – Großeltern

Diesen Müttern und Vätern begegne ich meistens zwei Mal: Beim Trauergespräch und bei der Bestattung selbst. Zum Trauergespräch kommen die Mütter und auch so mancher Vater, manchmal eine Freundin der Mutter, manchmal eine Großmutter. Die Eltern können dort, wenn sie mögen, ihre Geschichte und die ihres Kindes erzählen. Diese Gelegenheit wird genutzt. Es ist noch nie passiert, dass jemand seine Geschichte nicht erzählt hat. Wohl unterscheiden sich die Inhalte der Schilderungen als auch die Art und Weise, wie erzählt wird. Manche finden Worte, manche kriegen einfach kein Wort über die Lippen (was sie auch nicht müssen) und manche weinen auch einfach und erzählen so ohne Worte die Geschichte ihres Kindes und das unglaublich Schlimme, das ihnen widerfahren ist. Die Geschichten sind unterschiedlich: Da sind Kinder von selbst gestorben und niemand weiß, warum. Da sind Kinder echte

Wunschkinder gewesen – und dann gab es die Pränataldiagnostik, die den Eltern offenbart hat, dass ihr Kind zu krank ist, um leben zu können – oder dass das Kind zwar behindert ist, aber eigentlich lebensfähig ist. Eltern erzählen davon, dass sie entscheiden mussten. Dass es keine Möglichkeit gibt, sich nicht zu entscheiden. Wie schwierig solche Entscheidungen sind – und sie erzählen von ihren inneren Kämpfen und von dem, was ihnen geholfen hat, zu einer Entscheidung zu kommen. Ein häufig genannter Grund für eine Abtreibung ist der Zeitdruck, unter dem Entscheidungen getroffen werden „müssen“. Ein weiterer Grund ist das Gefühl, es mit einem behinderten Kind nicht schaffen zu können. Es sei heutzutage sehr ungewöhnlich, ein behindertes Kind auf die Welt zu bringen. Als häufigster Grund wird die Liebe zum Kind genannt: Ihm eine OP nach der anderen in einem sowieso zu kurzen Leben nicht antun zu wollen, zu wissen, dass das Kind nicht lange leben wird und ihm deshalb Qualen zu ersparen. Ein weiterer genannter Grund ist der, dass es sowieso nichts bringt, ein Kind auszutragen, nur damit es sterben kann.

Die Mütter haben körperlich die größte Nähe zu ihren Kindern und sind damit auch emotional stark involviert, wenn diese – egal aus welchem Grund – so früh sterben. Für sie sind es konkrete Kinder¹³. Manchmal haben sie schon geahnt, dass sie schwanger sind, bevor der Test oder der Frauenarzt dieses bestätigt haben. Sie haben schon in den ersten Wochen der Schwangerschaft große körperliche Veränderungen an sich festgestellt: Müdigkeit, Übelkeit, einen Energiepunkt im unteren Bauch oder Wassereinlagerungen. Viele Frauen haben den Kindern schon im Bauch Namen gegeben: Krümelchen, Pünktchen z.B. oder einen anderen Kosenamen. Sie haben angefangen, sich mit den großen Veränderungen, die ein Kind im Leben bedeutet, auseinanderzusetzen. Sie fühlen sich leer, wenn das Kind nicht mehr in ihrem Bauch ist. Manche von ihnen haben Schuldgefühle. Sie fragen sich, ob sie sich auf die falsche Toilette gesetzt haben, sodass die Bakterien, die zum Tod des Kindes geführt haben, in sie

¹³ „Ich nehme Pauline als meine Tochter an, die leider nicht bei mir sein kann. Ich behalte sie so in Erinnerung, wie ich sie damals gesehen habe. Sie ist jetzt im Himmel, ich bin trotzdem ihre Mutter und ich spüre ganz deutlich, sie ist trotzdem mein Kind. Das Kind, das ich sehr lieb habe.“ (Hiemer, Erfahrung einer Mutter nach einer Fehlgeburt, 15).

eindringen konnten. Sie fragen sich, ob sie überhaupt richtige Frauen sind, wenn sie noch nicht einmal ein gesundes Kind zur Welt bringen können, ob sie zu viel Stress hatten, ob sie sich vielleicht nicht genügend auf das Kind gefreut haben, das Kind im ersten Moment der Schwangerschaft vielleicht sogar abgelehnt haben und deshalb schuldig sind, dass das Kind nicht bei ihnen geblieben ist, weil es sich nicht willkommen gefühlt hat.

So manche Frau hat auch mit Hilfe von Kinderwunschbehandlungen versucht, schwanger zu werden. Wenn sie es dann endlich gewesen ist und dann dieses Kind stirbt, ist es unendlich schwer für sie, denn es steht die Frage im Raum, ob sie jemals Mutter eines lebenden Kindes werden kann.

Viele Väter sind bei den Gesprächen und auch bei den Beerdigungen dabei. Väter übernehmen manchmal den Part beim Trauergespräch, die „harten Fakten“ der Geschichte zu erzählen. Sie erzählen auch von Reaktionen, die sie bekommen haben – verständnisvolle, aber auch von Menschen, die die Trauer der Eltern abgewertet haben, etwa „es war ja noch nichts“ oder „ihr seid ja noch jung, ihr könnt ja nochmal schwanger werden“ oder „ihr habt ja noch andere Kinder“. Solche Reaktionen verletzen Eltern in der Trauer um ihr einzigartiges Kind, das es so nicht wiedergeben wird. Männer schweigen aber, wenn ihre Frauen erzählen. Sie verstehen sich häufig als Begleiter ihrer Frauen, die ja die Schwangerschaft, die Geburt des toten Kindes körperlich alleine bewältigen mussten. Sie fühlen sich oftmals hilflos, weil sie das Geschick nicht ändern konnten, auch wenn sie es so gerne gewollt hätten. So mancher hat schon gesagt, er hätte gerne seiner Frau einen Teil der Last abgenommen. Es gibt auch einige Männer, die sagen, dass es für sie noch kein reales Kind gewesen sei, weil sie die körperlichen Veränderungen nicht selbst gespürt haben. An diesen Stellen wird klar, welche Belastung eine solch unterschiedliche Bewertung dessen, was gewesen ist, für die Partnerschaft bedeuten kann.

Manche der verstorbenen Kinder haben auch größere Geschwister, die sich auf das Geschwisterchen schon sehr gefreut haben, die Bilder gemalt

haben, die das Kind durch den Bauch der Mutter geküsst haben, die schon überlegt haben, was sie mit ihm gemeinsam spielen könnten. Manche Geschwister wussten offiziell noch nichts von der Existenz des werdenden Lebens. Deshalb überlegen manche Eltern, es ihnen auch gar nicht zu sagen, sie nicht mitzunehmen zur Beerdigung. Die älteren Kinder bekommen sehr wohl die Gefühle der Eltern mit, die Traurigkeit, die Verzweiflung, wissen diese Gefühle aber nicht einzuordnen. Ein vermeintliches Verschonen kann an dieser Stelle auch einfach bedeuten, dass sich Eltern in dieser schwierigen Situation davor schützen, dieses traurige Ereignis verbalisieren zu müssen. Das bedeutet in der Konsequenz, dass das Geschwisterkind allein gelassen ist mit dem, was es an Trauer, Wut und anderen Gefühlen bei seinen Eltern wahrnimmt. Es hat keine Hilfe, diese Gefühle einzusortieren und steht alleine mit der Auseinandersetzung da.

Bei den Bestattungen sind auch immer wieder Großeltern anwesend. Wenn z.B. eine Mutter sehr jung ist, kommt häufig deren Mutter mit, die dort mit ihrer eigenen Trauer, aber vor allem auch mit ihrer Sorge um ihre junge Tochter anwesend ist. Großeltern kommen auch mit, wenn sie sich selbst sehr Enkel gewünscht haben. Dieser Wunsch kann allerdings Druck für die verwaisten Eltern bedeuten, was in der Trauerfeier zu berücksichtigen ist.

2.3 Tränen – Gefühlskälte

Es wird unendlich viel geweint, wenn Kinder so früh gestorben sind. Es gibt fast keine Erzählung von Eltern über ihr Kind, die nicht von Tränen begleitet ist. Tränen fließen, Tränen strömen, Tränen tropfen. Tränen werden versucht zu unterdrücken, herunterzuschlucken, um sprechen zu können. Das gelingt mal mehr, mal minder.

Diese Tränen erzählen auf eine viel tiefere Art und Weise als Worte es können von dem, was diesen Eltern passiert ist: Wie sehr sie der Tod des Kindes verletzt hat, wie traurig sie sind, wie unverstanden sie sich wissen – und dass sie mit allem gerechnet haben, aber nicht damit, dass ihnen ihr

Kind stirbt. Dieses Thema ist immer noch etwas, an das „man“ nicht denkt – es ist ein Thema, das heute noch unter dem Teppich gehalten wird. Die meisten dieser jungen Eltern haben selber noch nicht erlebt, dass ihnen ein Verwandter gestorben ist – und müssen jetzt mit dem Tod ihres ungeborenen Kindes zurechtkommen.

Eine Bestattung erfüllt ihren Zweck, wenn sie Eltern erlaubt zu weinen. Wenn das, was an Trauer in ihnen ist, ins Fließen kommen kann. Wenn sie diese Tränen nicht verbergen müssen. Wohl aber kann es auch passieren, dass ich, wenn Eltern z.B. selbst Texte für ihre Kinder geschrieben haben, beim Vortrag dieser Texte ebenfalls beginne zu weinen. Es geht fast nicht, solche Briefe von Eltern an ihre Kinder ohne diese Tränen vorzutragen.

Als ich angefangen habe, meine Dissertation zu schreiben und die Interviews begonnen habe zu transkribieren, sind mir unendlich viele Tränen gelaufen. Es ist einfach furchtbar traurig, dass ein Kind noch vor der Geburt stirbt. Wie kann das sein? Diese Frage, die ich selbst nicht zufriedenstellend beantworten kann, zeigt Ohnmacht, zeigt das Ringen um diese Kinder, um die Liebe dieser Eltern zu ihren Kindern. Ihre Geschichte macht betroffen, berührt andere Menschen und verletzt sie sogar in ihrem Hoffen und Glauben, dass Gott das Leben will. Was dann übrig bleibt, sind einfach Tränen.

Ganz am Anfang meiner Tätigkeit in der Klinikseelsorge habe ich immer gedacht, dass ich nicht weinen dürfte, dass es von mir als Seelsorgerin verlangt wäre, die Situation zu halten, „darüber“ zu stehen. Viele Patient/inn/en, aber auch vor allem die Mütter und Väter der verstorbenen Kinder haben mich gelehrt, dass das Mitweinen eine nichtverbale Sprache ist – ein erstes Mittel der Kommunikation, das den Eltern unmittelbar zeigt, dass ich mitfühle, dass ich mit ihnen bin, dass ich mich zutiefst berühren lasse von ihrer Geschichte, von ihrer Trauer um ihre verstorbenen Kinder.

Das, was Eltern in ihrer Trauer viel mehr verletzt als die mitfühlenden Tränen anderer Menschen, ist Gefühlskälte. Bei einer werdenden

Zwillingsmutter hatten die Wehen aufgrund einer bakteriellen Infektion eingesetzt. Nun war die Fruchtblase des einen Kindes geplatzt und der Muttermund war leicht geöffnet. Die Fruchtblase des anderen Kindes allerdings war noch vollkommen intakt, beide Herzen schlugen. In dieser Situation hatte ihnen ein Arzt gesagt: „Machen Sie es weg. Dann können Sie in zwei Tagen schön Weihnachten feiern.“

Dieser Satz transportiert einerseits die medizinische Realität. Ich bin keine Ärztin, aber mit bloßem Menschenverstand betrachtet ist die Geburt dieser beiden noch lebenden Kinder wohl nicht mehr aufzuhalten gewesen. Die Aussage, „es weg zu machen“, hat diese beiden werdenden Eltern sehr verletzt. „Es“ waren immerhin die beiden Kinder, mit denen dieses Ehepaar nach vielen Jahren erfolglosen Kinderwunsches durch künstliche Befruchtung schwanger geworden war. Sie waren nicht ein „Es“, das man einfach so „wegmachen“ konnte. Es waren zwei Kinder, die wahrscheinlich keine Überlebenschance hatten. Es waren zwei Wunschkinder, erhofft, ersehnt und erbeten vom Schöpfer dieser Welt. Es waren zwei Kinder, von denen sich die Eltern schwersten Herzens verabschieden mussten, die sie loslassen mussten – sie, die sie so sehr ersehnt hatten. Statt den Trauerprozess zu ermöglichen, die Eltern mitfühlend bei dem wohl irreversiblen Geburtsprozess zu unterstützen, erschwerten diese kalten Worte den Eltern die Situation noch. Sie waren unendlich schwer zu ertragen, sagten mir die Eltern mit bleichen Gesichtern und zitternden Lippen. Sie fühlten sich sehr alleine gelassen.

Solche Reaktionen gibt es aber nicht nur bei Ärzt/inn/en (natürlich gibt es viele, die auch menschlich hervorragende Arbeit leisten, das sei an dieser Stelle gesagt, damit nicht der Eindruck entsteht, Ärzt/inn/en seien gefühlskalte Monster), sondern auch bei Seelsorgenden.

Ich habe miterlebt, wie eine Pastorin bei einem Gedenkgottesdienst für verstorbene Kinder von den glücklichen Momenten der Geburt ihres eigenen Kindes erzählte: Wie sie ihr Kind erhofft hatte, wie es größer wurde in ihrem Bauch, wie sie es nach glücklicher Geburt auf ihre Brust gelegt bekam, wie wunderschön es war, dieses Kind aufwachsen zu sehen und mit ihm durch den Wald zu tollen. Das verkündete sie als „frohe